

*Volker H. Altwasser*

# R**Ö**STOCK, letzte Runde



OSTSEE**KRIMI**

*Volker H. Altwasser*

RÖSTOCK,  
letzte Runde



HINSTORFF

## Anmerkung:

Nach dem Ende kommt ein Anfang. Mir wurde die Ehre zuteil, Richard R. Roeschs Unterlagen benutzen zu dürfen, um seinen OstseeKrimi namens »Männermorde« zu beenden.

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns über Ihre Bewertung im Internet!

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten, Reproduktionen, Speicherungen in Datenverarbeitungsanlagen, Wiedergabe auf fotomechanischen, elektronischen oder ähnlichen Wegen, Vortrag und Funk – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Verlages.

© Hinstorff Verlag GmbH, Rostock 2015

1. Auflage 2015

Herstellung: Hinstorff Verlag GmbH

Lektorat: Henry Gidom

Titelbild: Enrico Eisert

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-356-01993-3



# Erster Teil – Die Pistole auf der Theke

Prolog, Dritter März Zweitausendsiebzehn.

*Kein Ende hält dem Anfang stand.* Ich denke nun oft über diesen Satz nach, der sich im Werk *Wie als Greis nicht rasend sein* von W. B. Yeats findet, und ich bin voller Rührung, ob der Zeremonie, die die Betreiber der Rostocker Fliegerkneipe Schallmauer so herzlich wortkarg hinbekommen haben.

5 —

Vor etwa drei Wochen brachten wir auf halber Treppe zu den Sanitarräumen eine Gedenktafel über dem Zigarettenautomaten an, mit der wir mein Pseudonym ehren. Es ist eine schlichte Holztafel, südchilenisches Mahagoni von einer im Breitling gesunkenen Segeljacht, die Buchstaben aber sind aus reinem Messing, handpoliert:

*In Memoriam Richard R. Roesch.*

*Schriftsteller, der du warst und hier endest.*

Mir fällt es schwer, diesen Mord zu erzählen, der ganz Rostock fassungslos machte. Richard war beliebt in der Hansestadt, auch wenn er sie kaum wahrnahm. Ich erin-

nerer mich, wie er in der *Anderen Buchhandlung* immer eine Tasse Kaffee hingestellt bekam, sobald er unsicher die Geschäftsräume betrat. Blicke auf ihn gerichtet, schmales Gerede mit ihm, das hielt er kaum aus, und so sprang ich Mal um Mal ein, wenn eines seiner Bücher vorgestellt werden musste. Doch wie gern tat ich das!

Richard war der Kauz, der auf den Prachtalleen des Lindenparks flanierte und Hundebesitzer mürrisch musterte, die ihre Tiere nicht angeleint hatten. Er war der Kerl, der weiblichen Joggern, die immer paarweise auftreten, nicht aus dem Weg ging, wenn sie schwatzend und den ganzen Platz einnehmend an ihm vorbei wollten. Und ja, er hat auch schon Senioren mit dem Ellenbogen einen Hieb versetzt, die auf der falschen Seite des Weges schlurften.

Nachlässigkeit machte ihn rasend. Unaufmerksamkeit wütend. Überheblichkeit zornig.

Zeit seines Daseins glaubte er aber auch, unsichtbar zu sein. Wie falsch diese Annahme war, zeigte sich am Tag der Beerdigung, als die alte und ehrwürdige Hanse- und Universitätsstadt Rostock ihren einzig echten Schriftsteller begrub. Sie kennen die Stelle am Roesch-Kai, der sich rechtwinklig zum Kempowski-Ufer findet. An dem Denkmal dort, das sich vor der breiten Holztreppe des alten AIDA-Gebäudes kühn in die Lüfte erhebt, über der Warnow schwebend und im Wind vibrierend wie das Leben selbst, liegen immer Kränze, Kippen und Bierdeckel in trauernder Schwere. – Aber was erzähle ich, Sie wissen es ja! Ich habe Sie alle ja dort schon gesehen.

*Das Leben ist die Schatztruhe des Todes.* Zum Glück fand ich in der Schublade X 5 seines Schreibtisches die Hauptfigur seiner Kriminalromanreihe, und auch wenn ich zwar in seinem Namen schreibe, nicht aber in seinem Sinne erzählen kann, so will ich doch mein Bestes tun, seinen Detektiv den Mord an ihm ermitteln zu lassen, denn Richard war mein Pseudonym und er war einer der hartnäckigsten Stammkunden der Schallmauer. Seine Figuren sind meine Figuren, seine Feinde sind meine Feinde. Seine Käuze, meine Käuze.

7 \_\_\_\_\_

Ich bin in der Pflicht, die sich damals überstürzenden Ereignisse jener grauenvollen Nacht zum siebzehnten Februar Zweitausendsiebzehn kategorisch zu erzählen.

Ich bin es ihm schuldig; und was Sie unserem Rostocker Original schulden, diese Entscheidung kann Ihnen niemand abnehmen. Er war ein großartiger Rostocker. Die renommierte Ostsee-Zeitung wird es in einem Nachruf so treffend formulieren. Diese Kriminalerzählung jedenfalls kostet keine dreizehn Euro, und ich habe für unseren Rostocker Helden auf Großteile meines Honorars verzichtet, so wahr ich hier trauere. Und was Sie noch sehen: Unser guter, alter Rostocker Verlag hat sich der Sache angenommen, nicht irgendein Platzhirsch aus dem anonymen Berlin. Weil es uns eine Mecklenburger Ehre ist, Richard R. Roeschs Tod aufzuklären.

*Die Form kennen, aber das Formlose suchen.* Richard R. Roesch betrat zusammen mit Pawel Höchst die Raucherkneipe wie jeden Donnerstag, um vier kleine Rostocker Dunkel zu trinken, doch an diesem Donnerstag hatte Pawel gar keine Lust, den Autor zu begleiten, das sah man ihm an: Er lächelte mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Mehr brauchte man gar nicht zu sehen.

8 Pawel hatte sich gerade erst wieder mit Susanne versöhnt, mit der er fast dreizehn Jahre verheiratet war. Er wollte zu ihr, er wollte seinen Söhnen »Gute Nacht!« sagen, aber das ist das Schicksal einer Figur, wenn sie Hauptfigur wird: Freiheit ist nur die Freiheit der Nebenfiguren.

»Ich bin die bei der Bahn, die die Aufkleber *Große Abfallbehälter im Vorraum* auf die kleinen klebt«, so hatte sich Stephanie Rickmann vorgestellt, als sie nach ihrer Schicht zum ersten Mal an den Donnerstagsstammtisch trat. Sie hatte mit der Handkante auf die ovale Theke geschlagen, und die Männer hatten aufgehört. Dann hatten sie zurückgeklopft, und seitdem kam auch sie donnerstags.

Richard hatte sie aber noch nie wahrgenommen, er stand mit drei anderen Stammgästen immer an der vom Eingang aus gesehen linken Rundung, die als kleiner Fortsatz des Ovalen eine halbrunde Ecke war. Diese drei bis vier Gäste bildeten eine Stammkundenrunde innerhalb der Stammkundenrunde, die sich fast autark verhielt, die nur selten

freundlich schaute, die über eigenartige Witze lachte, und zu der sich auch Pawel nicht hingezogen fühlte.

Und Pawel Höchsts Respekt für den menschenscheuen Kauz hielt sich in sehr engen Grenzen. Überhaupt hielt er Autoren und Schriftsteller für stark überbewertet, gerade auch, weil es von ihnen nur so zu wimmeln schien. Pawel Höchst liebte, wie alle Russen, die Gedichte von Sergej Jessenin, die in Russland sooft vertont worden waren. Das war der einzige Dichter, der die russische Seele hatte in Worte fassen können. Auch hatte er trinken können, wie kein anderer Dichter, und dann hatte er noch die Größe, im seelischsten Augenblick seines Lebens selbst Hand an sich zu legen. Gleich doppelt, wie es sich für einen Melancholiker aus Sibirien gehörte! Darauf ließ sich trinken, fand Pawel, immer und immer wieder, auch wenn heute fast die gesamte Industrie Rostocks in russischen Händen lag, auch heute konnte er darauf wieder trinken.

Er hatte zwar vor Richard keinen Respekt, wohl aber vor Stephanie, die unentwegt redete, als gelte es, aus Stroh Gold zu spinnen.

Pawel, Russlanddeutscher und Rostocks einziger Privatdetektiv, hörte ihr zu und kaute den letzten Rest seines mitgebrachten Döners bedächtig. Er wusste, dass sie ihn mochte. Immer stand sie mit dem Rücken zum Haupteingang, und es gab Donnerstage, da hätte sie gern mal ein privates Wort mit Pawel gewechselt, der aber fast immer mit einem Kassierer von Netto und einem freiberuflichen PC-Spezialisten Darts spielte: Maik und Falk. Heute wollte

sie das nicht länger dulden, die erstbeste Gelegenheit zum privaten Plausch wollte sie nutzen. *Heut – oder nie!*

Stephanie »Steffi-Pfeffi« Rickmann konnte sich auch des Respekts der anderen Stammkunden, die alle männlich waren, sicher sein, weil sie eine Arbeit hatte, die ihnen reell vorkam. Mit einem Handkantenschlag pfefferte sie die Aufkleber an die Metallbehälter, bis zu fünf in der Minute, und das war etwas, zu dem die Männer gern anerkennend nickten. Weil sie aber am Fließband so wenig reden konnte, tolerierte man hier ihren wöchentlichen Redeschwall. Er würde gegen einundzwanzig Uhr dreiundzwanzig abebben; man kannte sich am Donnerstagsstammtisch der Fliegerkneipe Schallmauer, auch wenn Toleranz noch lange keine Akzeptanz war.

10 Steffi-Pfeffi war auch an diesem Donnerstag gleich nach Richard in die Raucherkneipe gekommen, während Pawel sich nach der Begrüßung wie immer aufgemacht hatte, sich noch schnell einen Imbiss am Dobi zu gönnen, ehe seine Darts-Partner kamen. Er war die zwei Stufen hinuntergestellt, hatte einen Blick auf die Postkarten am Eingang geworfen, die hier zum Mitnehmen bereithingen, aber einen besonders originellen Spruch hatte er nicht gefunden. Als er die Tür geöffnet hatte, hatte ein Windstoß sie ihm gegen den Fuß gewummert. ›Beste Grüße von Björn‹, hatte Pawel Höchst gedacht.

*Private Ermittlungen, Anfragen verpflichten zur Zahlung eines Vorschusses!* – wie es auf der Glastür seines Büros stand, das sich in einem Büroturm des Freihafens befand und beste

Aussicht auf die Gebäude von Veolia Umweltsysteme bot, dem ehemaligen Hauptsponsor von Hansa Rostock. Und dass sie dieses Sponsoring beendet hatten, das konnte Pawel nur allzu gut verstehen: Auch für ihn kam es als Rostocker einer persönlichen Beleidigung gleich, sich mit der fünften Fußballliga abgeben zu sollen. Nein, da war er mitsamt seiner Familie zu Empor Rostock gewechselt, die diesen Winter um die Meisterschaft der zweiten Handballliga spielten. Der Traditionsverein Post Schwerin hatte aufgeben müssen, und so hatte Empor seine Herrschaft über ganz Mecklenburg ausgebaut. Und Vorpommern, hatte Pawel sinniert, während er sich von einem nächsten Windstoß bis direkt auf den Platz hatte schubsen lassen, der im Sommer stets voller Rostocker war. Hierher verirrte sich kein Tourist. Man ließ sie im Glauben, dass die Innenstadt am Motel One endete, denn hier war ja nicht mehr die Innenstadt: Hier war die Vorstadt vor dem berühmten Kröpeliner Tor, mittlerweile für Norddeutschland so prägend wie das Holstentor von Lübeck. Das Kröpeliner Tor hatte es jüngst auf eine Standardbriefmarke – Ein-Euro-Fünfundvierzig – geschafft, nachdem es für fast zwei Millionen Euro saniert worden war. Nachdem die Hamburger Bewerbung für die Olympiade Zweitausendvierundzwanzig erfolgreich war und feststand, dass in Rostock die Turmspringer und die Handballer ihre Wettkämpfe ausfechten würden, war in der *Stadt am Wind* nichts mehr unmöglich. Die Stadt sollte sich rasend verändern. Der Kanonsberg sollte Endpunkt einer Seilbahn sein, die über die Warnow bis nach Gehlsdorf und wei-

ter nach Dierkow gehen sollte. Solche Seilbahnen würde es bald überall entlang der Warnow geben. Dem Architekten hatte dieses Zukunftsprojekt vor ein paar Wochen schon mal den Buenos Aires Award 2017 eingebracht. Aber die Seilbahnen waren nur eine Winzigkeit der größeren Veränderungsvisionen, denn wo Olympia hinkam, da war immer alles möglich. Endlich entwickelten die Rostocker ein Gefühl für ihren Stadthafen, der ihnen in den vielen Dunkeljahren der DDR mittels einer hohen Mauer vorenthalten geblieben war, sodass sie ihn fast vergessen und lange Zeit hatten leer stehen lassen.

12

Doch nun schüttelten die Rostocker beglückt ihre Köpfe und dachten: »Dass darauf früher noch niemand gekommen war! Da muss erst ein Venezianer kommen und Luftgondeln planen!«

Die Seile und Kabinen der Schwebbahnen sollten von innen heraus in den verschiedensten Farben leuchten, so dass es ein Augenschmaus war. Ein Blickfang. Eine Augenweide. Man sollte sie von überall her sehen, diese Buntheit des neuen und strahlenden Rostocks. Auch vom Dobi her, wie der *Helmholtzplatz von Rostock* freundlich genannt wurde, auf dem Pawel vor das Verkaufsfenster des Dönerladens getreten war, der sich an der spitzen Ecke befand, und wieder vergessen hatte, wie man die zusammengerollten, praktisch zu essenden Teile nannte, die in Alufolie eingepackt wurden.

»Türkisch' Pizza?«, hatte die blonde Verkäuferin gefragt.

»Richtig! Ohne Kraut, doppelt Fleisch, extra Käse, scharf.«

Als er mit der wackeligen Alurolle zurück in die *Schalle* gekommen war, hörte er Stephanie immer noch mit Uta und Ute schwatzen, die heute gemeinsam im ovalen Rund der Theke standen, Gläser polierten und Nachrichten auf Facebook beantworteten: Samstag traten im Hinterzimmer Gogo-Girls auf, und langsam wurden die Plätze knapp. Gerade wurden die letzten zehn bei Ebay versteigert.

»Schon fünfundvierzig Euro pro Platz«, sagte Ute nach einem Blick auf ihr neues Smartphone, das sie am linken Unterarm trug. »Bis siebzig geht's bestimmt noch.«

»Besser siebzig als fünfundsechzig«, sagte Richard mürisch, aber darauf fiel niemandem eine Antwort ein. Das war hier meistens so, wenn Richard sich zu einem Kommentar aufraffte.

»Steffi? Pfeffi?«, fragte Uta nach einem kurzen Schweigen, woraufhin Stephanie aber den Kopf schüttelte. Die Kellnerinnen Uta und Ute, Mutter und Tochter, unterhielten sich leise und gaben beide zu Protokoll, dass das die letzten Worte des Autors gewesen waren und sie ihm nicht einmal geantwortet hätten. Später schämten sie sich.

Na toll! Wenigstens etwas.

Sie hätten es Pawel und Kevin gern verschwiegen, aber diese beiden Ermittler waren viel zu raffiniert, um falsche oder unwichtige Fragen zu stellen. Sie waren nicht irgendwelche Ermittler! Zu allem Übel hatte sich auch noch Björn angekündigt. Er war schon am Darßer Ort. Pawel hatte weitere seiner ersten Stöße abbekommen, als er zurückgekommen war, die Alurolle hatte er sich aber nicht abjagen lassen.

Während Stephanie weiter monologisierte, war er mit der Rolle in der Hand zum Thekentisch gegangen, hatte sich die Schneeflocken von der Jacke geschüttelt, noch schnell einen Blick zur Tür geworfen, die sich aber nicht geöffnet hatte. Er war zum einzigen Durchgang der Theke gegangen, hatte sich gesetzt und mit dem Essen begonnen, während er vielleicht als einziger Anwesender Stephanie zuhörte, die es registrierte, obwohl er sie mit keinem Blick streifte, denn Pawel mochte es ganz und gar nicht, wenn man ihm beim Essen auf den Teller starrte. Er hatte da so seine Erfahrungen auf den sechs Hochseetrawlern gemacht, auf denen er über zwanzig Jahre zur See gefahren war. Niemand sah ihm zu. Stephanie erzählte von ihrer Arbeit, aber ohne sich groß um den Inhalt ihrer Rede zu kümmern. Und Pawel kaute, ohne zu schmecken.

14

Stephanie arbeitete in Halle zwei des alten Stellwerks, die sich noch immer hinter dem Hauptbahnhof befand, Ausgang Südstadt, wobei Rostock allerdings keine Nordstadt hatte, denn im Norden war die Warnow und später die Ostsee. Und dann kam auch schon das Wikingerland.

Stephanie war schon vor der Wende Angestellte der Bahn gewesen, die damals Deutsche Reichsbahn hieß, was für die DDR ein Novum gewesen war, denn alles, was mit Deutschem Reich und Drittem Reich und Reich der Deutschen zu tun gehabt hatte, hatte ja übertüncht werden müssen, aber die Namensrechte der Reichsbahn lagen in der Schweiz, und die Schweizer wollten eine so hohe Ablösesumme, dass sie die DDR nicht aufbringen konnte. So

blieb es mangels Devisen bei Deutsche Reichsbahn, was aber Stephanie nie gestört hatte. Auch die anderen Hunderttausend Arbeitnehmer und Angestellten hatten sich darum kaum gekümmert, die die Bahn beschäftigt hatte, die jetzt Deutsche Bahn hieß.

Stephanie war mittlerweile unkündbar, aber trotzdem absolvierte sie ihren Fließbandjob zuverlässig und schnell. Sie hatte nur darüber schmunzeln können, als sich ein paar der Stammkunden gewundert hatten, dass so viele Abfallbehälter gebraucht wurden, dass Stephanie permanent kurze und harte Handkantenschläge austeilte, denn es war ja nicht so, dass sie nur deutschsprachige Aufkleber anbrachte. Sie war spezialisiert. Das leuchtete den Männern ein, und als Stephanie dann in vierunddreißig Sprachen sagte, dass die großen Abfallbehälter im Vorraum seien, war sie am Ende zu betrunken, um all die spendierten Pfeffis auszutrinken. Oder wie Falk lauthals gesagt hatte: »Irren ist menschlich, sagte der Igel und stieg von der Haarbürste.«

Halle eins hingegen hatte die Deutsche Post von der Deutschen Bahn gemietet und zur Hauptverteilerstation Rostocks gemacht. Jeden Morgen gegen drei Uhr fünfzig zog ein Heer gelber Fahrräder nebst Angestellten los, um ein dichtes, undurchlässiges Netz von Mahnungen, Forderungen, Vorladungen, Offenbarungseidanordnungen und Glücksspielgewinnverheißungen auszuwerfen, in dem sich mittlerweile so gut wie jeder Rostocker verfangen hatte. Denn die *Stadt am Wind* war endgültig zum *Tor zur Un-*

terwelt geworden und die Schallmauer war die Klinke dieses Tores. Man sah es ihr nur nicht auf den ersten Blick an.

Am zehnten Februar, also vor sieben Tagen, war im Männermagazin Men's Health eine Statistik erschienen, die in ganz Deutschland zitiert worden war. Zusammen mit der Allgemeinen Ortskrankenkasse hatte das Männerheft herausgefunden, dass Rostock die Großstadt mit den meisten Knochenbrüchen war. Die *Stadt am Wind* führte mit großem Vorsprung vor Magdeburg, Halle, Leipzig, Erfurt, Dresden, Berlin und Chemnitz. Dann erst kamen mit Braunschweig, Saarbrücken und Lübeck die ersten westdeutschen Großstädte. Überhaupt kamen dann nur noch westdeutsche Heimstätten der Knochenbrüche.

16

Nicht nur an verrotteten Straßen, nicht nur an unbeleuchteten Altstadtgassen, nicht nur an den Liebes-, Heimat- und Freundeskreisen von Hansa und Rostock Piranhas lag es, dass Rostock den Spitzenplatz einnahm, es lag auch an den Dutzenden Schiffen, die hier täglich anlandeten und hungrige Tagelöhner ausspuckten, die schwarz mitgefahren waren. Bis Neunzehnhundertsechszwanzig war es allgemeines Seerecht gewesen, dass die Besatzung eines Schiffes blinde Passagiere von Bord werfen konnte, aber seitdem das verboten war, quollen die Freihäfen über. Letztendlich aber hatte genau das die vielen Seestädte Europas reich gemacht. Niemand beschwerte sich, und so kam es, dass auch in Rostock immer mehr Menschen für immer weniger Lohn malochten.

# Quellen

Martin Edwards: Motive to murder. London: Quintet Publishing Limited 2009.

Sebastian Hermann: Lob der schlechten Laune. In: Süddeutsche Zeitung – Wissen, 1. Juli 2013, S. 16.

320 Ute Eisenhardt: Am Dienstag habe ich meinen Vater zersägt – Die härtesten Fälle einer Gerichtsreporterin. Berlin: S. Fischer 2012.

Cordelia Borchardt: Eine Frage des Alibis – Die besten Einsendungen zum Agatha Christie Krimipreis. Berlin: S. Fischer 2013. (Mit einem nominierten Text von Volker H. Altwasser.)

Walter Dietz: Leben gegen Leben – Authentische Kriminalfälle. Leipzig: Militzke 2006.

Jim Thompson: Zwölfhundertachtzig schwarze Seelen. Zürich: Diogenes 1992.

Men's Health: Heft 02/14.

Der Städtebund Die Hanse: [www.hanse.org](http://www.hanse.org)